

## Typen lexikalisch bedingter Schwierigkeiten in der Kommunikation

Mein Beitrag zu dieser Tagung besteht nicht in einer Klassifikation von "schweren" oder für die Kommunikation in irgend einer Weise problematischen, konflikträchtigen Wörtern vom Lexikon her, auch nicht in einer Klassifikation nach Subsystemen oder Sprachbereichen, aus denen solche "störenden" Lexeme stammen können. Ich gehe vielmehr von Beobachtungen des kommunikativen (im deutlichsten Fall: dialogischen) Gebrauchs von Wörtern im Text aus und versuche, die – übrigens ganz alltäglich auftretenden – Störungen der Kommunikation nach ihren Grundtypen zu beschreiben – soweit sie in einzelnen Wörtern ihren Grund oder Anlaß haben. Das geht Hand in Hand mit einer Analyse der verschiedenen Funktionen, die das einzelne Wort im Text haben kann. Im Begriff des Textes sei dabei das kommunikative Geschehen, das zwischen dem Produzenten und dem Rezipienten spielt, mitgedacht.

### I

Zwei Vorklärungen sind nötig. Die erste betrifft den Begriff des Wortes in unserem Zusammenhang, die zweite den der "Störung" oder "Schwierigkeit". Ich halte sie kurz, wohl wissend, daß das den Fragen selbst nicht ganz angemessen ist.

(a) Gleich zu Anfang könnte der Einwand gemacht werden, daß Kommunikation mit Sprache und Verstehen von Texten sich ja keineswegs aus der Verwendung und der Rezeption einzelner Wörter addiert. Ich widerspreche dem durchaus nicht – aber die einzelnen Wörter sind beim Textgeschehen eben doch mit im Spiel, ihr Verständnis im einzelnen ist, wenn zwar gewiß auch keine hinreichende, so doch aber eine notwendige Voraussetzung des Textverständnisses. Insofern macht der Hinweis auf andere Strukturen am Text und am Kommunikationsgeschehen die Berücksichtigung der am Text beteiligten Wörter durchaus nicht überflüssig.

Bei den Wörtern, mit denen wir es hier zu tun haben, handelt es sich nicht um die Einheiten des Lexikons (Lexeme), sondern um die geäußerten, im Text realisierten lexikalischen Einheiten. Die semantischen Besonderheiten des Wortes-im-Text gegenüber dem Wortschatzelement

betreffen im wesentlichen zwei Punkte: zum einen wird im Text – seine Eindeutigkeit und Unmißverständlichkeit einmal vorausgesetzt – aus homonymen Lexemen oder aus den semantischen Varianten eines Lexems ein bestimmtes selegiert, und zum anderen wird im Gebrauch des Wortes, in seiner Anwendung auf ein bestimmtes Denotat und in bestimmten kommunikativen Zusammenhängen, sein Inhalt modifiziert. Dies ist im folgenden immer in Rechnung zu stellen.

Insofern wir es mit der (text-)semantischen Ebene von sprachlichen Äußerungen zu tun haben, scheint es nicht sinnvoll, als kleinste Einheit generell die des Wortes bzw. der Wortform anzusetzen; es gibt vielmehr gute Gründe dafür, in vielen Fällen auch Syntagmen aus mehreren Wörtern als die Einheiten anzusehen, aus denen sich der Inhalt einer Äußerung zusammensetzt, und das nicht nur bei Kombinationen wie Artikel + Nomen oder bei phraseologischen Wendungen, sondern auch bei Attribuierungen oder beim Verb mit Ergänzung: dann nämlich, wenn sich in solchen Kombinationen für einen Rezipienten einheitliche Vorstellungen bilden, eben jene, aus denen sich der Inhalt der Äußerung aufbaut. So mag es beispielsweise als sinnvoll erscheinen, in gegebenen Texten Syntagmen wie *(seine) ziemlich geschwächte Gesundheit, mit der Geschwindigkeit eines D-Zugs* oder *(er) betrat die Straße* als solche semantischen Einheiten aufzufassen. Mit den Fragen der Segmentierung sprachlicher Ketten unter semantischen Gesichtspunkten beschäftigen wir uns hier nicht; ich will nur darauf hinweisen, daß das im folgenden Gesagte zum Teil auch von solchen Syntagmen gilt. Ein Text besteht aus einer Kette von Sätzen oder satzwertigen Äußerungen, und diese aus der Verknüpfung von "Äußerungseinheiten" (wie ich sie nennen möchte), die ihrerseits einzelne Wörter oder Syntagmen sein können.

(b) Der Begriff des "Glückens" oder "Gelingens" von Kommunikationshandlungen bereitet, wie vor allem die pragmatische Diskussion gezeigt hat, einer theoretischen Definition einige Schwierigkeiten. Ich benutze im folgenden einen Begriff "mittlerer Reichweite", der sich nicht auf das bloße Verstehen der sprachlichen Äußerungen des Sprechers beschränkt, auf der anderen Seite die Übereinstimmung mit seinen Meinungen bzw. das Eingehen auf seine Absichten nicht impliziert, wohl aber das Akzeptieren der Äußerungen (nicht der Meinungen!) durch den Hörer. Der Gegenbegriff der "Störung" läßt sich vielleicht deutlicher umschreiben: als gestört sollen Kommunikationsabläufe gelten, in denen der Rezipient den Text nicht versteht oder nicht im gleichen Sinne auffaßt wie er vom Produzenten gemeint war (ihn also mißverstehet), oder wenn er mit den Äußerungen des Produzenten – als

sprachlichen Äußerungen, nicht als Kundgabe seiner Meinungen! – nicht einverstanden ist, wenn er sie mißbilligt. Das Gelingen von sprachlicher Kommunikation soll insofern mehr umfassen als das bloße Verstehen, auch als das angemessene Verstehen der Inhalte und Intentionen des Textes: eine gewisse Übereinstimmung der Partner hinsichtlich der Formen des sprachlichen Ausdrucks soll jetzt für unsere Überlegungen dazugehören. Es ist wichtig zu sehen, daß dies prinzipiell unabhängig ist von der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Textinhalten, d.h. den Berichten, Meinungen, Ansichten, Anforderungen usw. des Sprechers.

Partielles Mißlingen liegt vor, wenn die Kommunikationshandlung im ganzen nicht gefährdet ist, sondern nur in einzelnen ihrer Segmente mißglückt. Es sind nicht notwendig dramatische Ereignisse, an die da zu denken ist, sondern überwiegend ganz banale und alltägliche. Im Fall des Dialogs unter gleichrangigen Partnern kommt es dann oft zu Fragen oder Protesten des Hörers, die eine solche Störung anzeigen: er vergewissert sich der Bedeutung eines Ausdrucks oder mißbilligt die Wahl eines Wortes, ein metasprachlicher Exkurs kann sich so in den Dialog einschieben. Im Fall der schriftlichen, der Einwegkommunikation findet sich mit Modifikationen das Gleiche, wenn der Leser nicht versteht, oder wenn er "Anstoß nimmt" und sich über einen Ausdruck ärgert. Und natürlich kann auch der Sprecher selbst einen Ausdruck als dunkel, irreführend, schlecht gewählt erkennen, den er durch einen treffenderen zu ersetzen sucht, oder als unangemessen, als einen "lapsus linguae", den er korrigiert, für den er sich entschuldigt, der ihm peinlich ist.

Es wäre für einige linguistische Aspekte sicher lohnend, eine Sammlung von solchen mißglückten oder partiell mißglückten Kommunikationshandlungen anzulegen und auszuwerten, doch es liegt auf der Hand, daß das praktisch nur schwer durchführbar ist. Von den Mißverständnissen bleiben viele, vielleicht die meisten überhaupt unbemerkt; von denen, die bemerkt werden, weil der Sprecher auf eine Replik des Hörers erstaunt reagiert, oder weil spätere Textteile oder Ereignisse nicht zu dem Verstandenen passen, werden nicht alle verbal expliziert (sie erschließen sich nur der Selbstbeobachtung), und von denen, die in einem Diskurs ausdrücklich thematisiert werden, geschehen die meisten in der mündlichen Rede, von der so schwer Korpora anzulegen sind. Man bleibt also auf pauschale Eindrücke und auf gelegentliche Funde und Beobachtungen, die man protokolliert, angewiesen, solange nicht eine Institution wie das IdS sich dieser Aufgabe annimmt. (Ich möchte am Rande noch darauf hinweisen, daß Leserbriefe – vor allem unveröffentlichte – eine

recht ergiebige Fundgrube für Dokumente solcher Störungen sein dürften. Und eine schier unausschöpfbare Quelle gar sind Textanalysen in Schulklassen und Seminaren.) Eine solche Sammlung sollte nicht nur den Befund selbst, sondern auch Protokolle über die Bereinigung der Störung, bei Mißverständnissen über die Indizien, auf Grund derer sie erkannt wurden, enthalten.

Kehren wir wieder zu den speziell lexikalischen Störungsfällen zurück. Es geht um jene Fälle, bei denen der Aufbau der Ganzheit "Textinhalt" oder "Kommunikationsgeschehen" an einem bestimmten Wort stockt, indem ein Partner bei ihm stutzt oder im Nachhinein etwas nicht Richtiges, etwas Bedenkliches an ihm konstatiert. Dabei geschieht es, daß das einzelne Wort aus dem Textzusammenhang heraus auffällt und bewußt wird, und im Modus des Nicht-in-Ordnung-seins, der Dysfunktionalität entdecken wir dabei zugleich die Funktionen des Wortes im Text.

Meiner Beobachtung nach lassen sich diese Fälle des Aufmerksamwerdens auf ein Wort, das den Kommunikationsablauf stört, im wesentlichen so klassifizieren:

- (1) Der Hörer versteht ein Textsegment nicht, weil er ein Wort nicht versteht (akustisch oder aus Unkenntnis des Lexems).
- (2) Der Hörer mißversteht einen Text oder ein Textsegment, weil er die im Text aktualisierte Inhaltsvariante des Wortes nicht erkennt (infolge eines Irrtums bei der Monosemierung oder aus Unkenntnis einer sozio- oder idiolektischen Inhaltsvariante des Lexems).
- (3) Der Hörer ist mit der Anwendung eines Wortes auf einen bestimmten Gegenstand oder Sachverhalt nicht einverstanden.
- (4) Der Hörer ist mit der Bewertung oder Einschätzung eines bestimmten Gegenstands oder Sachverhalts durch den Sprecher, wie es in der Wahl eines bestimmten Wortes zum Ausdruck kommt, nicht einverstanden.
- (5) Der Hörer findet einen Ausdruck unpassend in der gegebenen Redesituation.
- (6) Der Hörer stößt sich an einem Ausdruck als solchem (d.h. als Lexem), weil er ihn unschön, bedenklich o.dgl. findet.

Auf diese Fälle sollte nun im einzelnen nach ihren jeweiligen Besonderheiten eingegangen werden, wobei sich ein paar Überschneidungen nicht gut vermeiden lassen. Bei der Erörterung der Einzelheiten nehme ich auf ein einfaches *Satzinhaltsmodell* Bezug, das ich zuvor kurz in Umrissen skizziere:

Eine Äußerung hat einen Modus (z.B. Aussage, Aufforderung) und in jedem Falle einen propositionalen Gehalt (ein Prädikat mit einem oder mehreren Argumenten). Dazu kann als eine wichtige Komponente die der Stellungnahme des Sprechers zu dem Inhalt oder auch dem Gegenstand seiner Äußerung treten — sie sei hier sehr pauschal "Einstellungskomponente" genannt —, des weiteren eine das Verhältnis zwischen Sprecher und Hörer regelnde Komponente. Diese beiden zuletzt genannten sind keine notwendigen Bestandteile von Äußerungen. Ihre Verbalisierung geschieht auf verschiedene Arten, sie lassen sich jedoch, wo immer sie auftreten, intersubjektiv gültig erkennen und durch Paraphrasen festmachen — das "Prinzip der Ausdrückbarkeit" ist hier als methodologische Hypothese einzuführen. Das trifft nicht für die rein konnotative Komponente zu, die immerhin in einem weiteren Sinn auch noch zum Satzinhalt gerechnet werden muß.

An allen Positionen dieses Modells können — soweit sie sich in Äußerungseinheiten manifestieren — lexikalisch bedingte Störungen auftreten.

## II

Daß der Inhalt eines im Satz verwendeten Lexems dem Hörer nicht bekannt ist und es dadurch gar nicht zum Aufbau des vollständigen Satzinhaltes kommen kann, ist natürlich der eklatanteste Fall einer lexikalisch bedingten Störung. Andererseits ist gerade zu ihm unter meinem Gesichtspunkt nicht viel zu sagen; auf die interessante Frage, welche Wörter für wen in diesem Grade unbekannt sind, gehe ich ja nicht ein.

Unter textlinguistischem Aspekt ist zu erwägen, ob der Ausfall eines Wortes bzw. einer Äußerungseinheit an einigen Positionen des Satzes weniger gravierend ist als an anderen (wo besonders an das Prädikat und seine Argumente zu denken wäre). Der Satzinhalt wird durch solchen Ausfall ja nicht total ruinös, sondern nur fragmentarisch: er enthält eine leere Stelle, und das kann mehr oder weniger störend sein. Eine generelle Aussage ist darüber jedoch nicht möglich, da die Gewichtung der Informationsteile für den Hörer von der jeweiligen Kommunikationssituation und von seinen persönlichen Voraussetzungen abhängt.

Neben der völligen Unkenntnis ist allerdings auch an die *v a g e* Kenntnis des Lexems zu denken: der Hörer "weiß ungefähr, wo es hingehört", aber er "verbindet keine feste Vorstellung damit". (Nebenbei: ich vermeide lieber den Ausdruck "ungenauere Kenntnis" — denn welcher Sprecher kennt schon welche Lexeme wirklich genau? In Anbetracht der

semantischen Variationsbreite gibt es eigentlich n u r schwere Wörter in der Sprache.) Die wichtigsten Fälle sind wohl, daß der Hörer zu einem gegebenen Lexem nur den Oberbegriff, den Inhalt des Archilexems seines Feldes, nicht aber die unterscheidenden Merkmale auffindet (wenn er z.B. von *Ghasel* nur weiß, daß es eine Gedichtform ist), oder daß er nur das Ganze kennt, von dem das Lexem einen Teil bezeichnet (z.B. *Starter* als Bestandteil des Automotors); eventuell ist sogar nur der Sachbereich bekannt, dem es zuzuweisen ist (z.B. *Senkung* [des Blutes] als ein medizinischer Indikator [der günstig oder ungünstig sein kann], *perborreszieren* als ein menschliches Verhalten). Natürlich sind es vor allem die Fremd-, Fach- und veraltenden Wörter, die in dieser Weise bloß vage bekannt sind. (Daß solche Wörter auch leicht mit anderen, ähnlich klingenden und ähnlich vage bekannten, verwechselt werden, ist ein weiterer Aspekt dieser Schwierigkeit.)

Man wird ein derartig unsicheres Verständnis eines Textes wohl grundsätzlich als mißglückt bezeichnen, doch kann es, je nach Kommunikationszweck, für die Partner ausreichend sein. Daher es sich für den Hörer auch nicht in jedem Falle lohnt, durch Rückfragen seine Kenntnisse zu befestigen (von der Hemmung, sich eine Blöße zu geben, abgesehen). Wie ja überhaupt die Genauigkeit des Verstehens auch bei Sätzen mit durchaus wohlbekannten Wörtern sich in recht weiten Grenzen bewegt.

### III

Unter "Verstehen" verstehen wir — zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise — die Identifizierung der vom Sprecher in seinen einzelnen Äußerungseinheiten gemeinten Denotate und ihre Synthese zu dem Bild eines Sachverhalts, entsprechend eben dem Satz- oder Textinhalt im ganzen. Gemessen an anderen Verstehensbegriffen ist dies ein recht enger Begriff; er ist jedoch für unsere lexikologische Fragestellung am besten geeignet.

Hier sei eine Bemerkung über meine Verwendung des Begriffs "Denotat" eingeschoben: es geht im folgenden um die vom Sprecher gemeinten und/oder vom Hörer erkannten Sachen und Sachverhalte, auf die die im Text aktualisierten Zeichen und Zeichenkomplexe verweisen. Es sind nicht nur Individuen, sondern auch Klassen, nicht nur Objekte, sondern auch Eigenschaften, Relationen, Sachverhalte, nicht nur konkret Vorfindliches, sondern auch rein gedankliche Gegenstände. Und es sind nicht nur die an den Argumentstellen des propositionalen Gefüges stehenden Zeichen, die auf Denotate verweisen; eine Verbform

z.B. bezeichnet einen Vorgang als ihr Denotat. Über den ontologischen Status des Denotats mache ich dabei keine Aussagen.

Mit einer (denotativen) Äußerungseinheit verweist der Sprecher auf ein von ihm Gemeintes. Sie *z e i g t* dieses dem Rezipienten, läßt ihn seiner ansichtig werden. Wie genau es der Rezipient erkennen kann und welche Züge an ihm für diesen hervortreten, liegt einerseits an der Art, wie der Sprecher es bezeichnet, andererseits an der Sachkenntnis und/oder der Vorstellungskraft, über die der Rezipient verfügt oder die er im Rezeptionsakt aktiviert. Die Identifikation des Gemeinten ist somit prinzipiell immer *g r a d u i e r t*; im Normalfall genügt bereits eine minimale Identifikationsleistung, um die Kommunikation (die Verständigung) gelingen zu lassen.

Daß der Sprecher das von ihm mit den Äußerungseinheiten seiner Rede Gemeinte deutlicher vor Augen hat als es für den Rezipienten sichtbar wird, darf wohl als das Gewöhnliche angesehen werden. Es liegt weitgehend an ihm bzw. an seiner Sprechstrategie, bis zu welchem Grade der Genauigkeit er die Identifikation beim Rezipienten führt: durch die Optimierung der Angemessenheit der Benennung, durch die Komplexität der Äußerungseinheiten, durch explizite Beschreibungen kann er sie steigern, wie er auch umgekehrt durch gewollt ungenaue Benennungen das Gemeinte für den Rezipienten im Ungefähren lassen kann. Im kommunikativen Verkehr gibt es die Möglichkeit, eine Präzisierung herbeizuführen, indem der Partner weitere Angaben erbittet, bis ihm das vom Sprecher Gemeinte vollständig (und nicht nur in Umrissen oder als Möglichkeit unter einer ganzen Reihe von Fällen) in den Blick kommt.

Ein sicheres Indiz dafür, daß der Rezipient das Denotat einer Äußerungseinheit für sich identifiziert hat (d.h. in seinem eigenen Textverständnis, ohne daß damit schon etwas über die etwaige Übereinstimmung mit dem vom Sprecher Gemeinten ausgemacht worden ist), besteht darin, daß er es in einer von ihm neu gebildeten Paraphrase des rezipierten Ausdrucks benennen kann. In der Literatur, die Texte verarbeitet und interpretiert, sind solche "Umschreibungen mit anderen Worten" ein wesentliches Hilfsmittel. In Dialogen dienen sie einer Art Rückkopplung, einer Vergewisserung des Verständnisses: akzeptiert der Sprecher die Paraphrase seines Partners, so ist optimale Verständigung im Sinne der Gemeinsamkeit der Identifikation des Gemeinten und des Verstandenen erreicht. Ist die Paraphrase nicht zumindest koextensional, so wird der Sprecher selber eine Paraphrase anbieten ("ich meine vielmehr ...") und so die Identifikation korrigieren, der Denotatsuche durch neue Hinweise den richtigen Weg zeigen.

“Mißverstehen” bedeutet in unserem Zusammenhang, daß das gemeinte und das verstandene Denotat einer Äußerungseinheit des Textes sich nicht decken. Sofern dies lexikalische Ursachen hat, liegen sie vor allem in der falschen Monosemierung bei Homonymie und Polysemie: der Rezipient wählt eine andere Inhaltsvariante aus als der Sprecher gebraucht hatte, und wenn auch dieses Denotat sich in den Sinnzusammenhang des ganzen Textes einfügt, bleibt der Mißgriff unbemerkt.

“Nichtverstehen” bedeutet hier, daß die Identifizierung des Gemeinten bei einem Wort scheitert, das als Lexem durchaus sein Denotat hat. Da dieser generelle Umfang aufgrund seiner Sprachkompetenz dem Rezipienten bekannt ist, müßte es ihm doch möglich sein, das speziell im gegebenen Text gemeinte Denotat aus ihm auszuwählen bzw. von ihm ausgehend aufzufinden. Gelingt es gleichwohl nicht, so hat das seinen Grund darin, daß das betreffende Lexem in mehreren Inhaltsvarianten vorkommt, die natürlich ihrerseits ganz verschiedene Umfänge haben: die Informationen des Kontextes oder der Situation oder die Sachkenntnis des Rezipienten liefern nicht genügend Hinweise, um die vom Sprecher aktualisierte Variante (bzw. überhaupt eine sinnvoll in den Text sich einfügende) zu erkennen und ein ihr entsprechendes Denotat zu identifizieren. Häufiger dürfte freilich der Fall sein, daß der Sprecher eine Variante benutzt hat, die dem Hörer gar nicht bekannt ist, so daß er es mit den ihm zur Verfügung stehenden vergeblich versucht.

Kriterium für das Gelingen oder Scheitern der Identifikationsversuche ist die Synthetisierbarkeit der verschiedenen Denotate des Textes. Es gehört zu den Regeln des kommunikativen Verhaltens, daß der rezipierende Partner annimmt, daß der Sprecher mit seinem Text in jeder seiner Einheiten Sachverhalte meint, die identifiziert und synthetisiert werden können. Der Rezipient bemüht sich um die Identifikation der Denotate sämtlicher Äußerungseinheiten des Textes unter der Voraussetzung, daß sie gemäß der semant syntaktischen Kombination im Text komplexe Sachverhalte ergeben, deren Zusammenhang vorgestellt werden kann – solange nicht Anzeichen anderer kommunikativer Absichten des Sprechers erkennbar werden oder das Scheitern des Identifikationsversuchs die Äußerung als Paradoxon oder Nonsens zu interpretieren nahelegt.

Die Auffindbarkeit der Dinge, über die er spricht, gewährleistet der Sprecher seinen Text hindurch – neben dem Gebrauch der Lexeme selbst – mit jenem System aus deiktischen Ausdrücken, anaphorischen Elementen und semantischen Beziehungen, das die Textlinguistik beschreibt. Für unsere lexikologischen Fragen bleibt das außer Betracht



(— obwohl gerade hier vielfache Möglichkeiten für Störungen sind: Deiktika und Proformen als "schwere Wörter"!).

Jedoch sind hier zwei oder drei semantische Verfahren mit den denotativen Wortarten zu erwähnen, die dem Rezipienten einiges an Identifizierungsleistung und Entschlüsselung abverlangen und insofern unter Umständen "schwierig" werden. Die möglichen Schwierigkeiten sind in diesen Fällen nicht schon im Lexem (bzw. in der lexikalischen Kompetenz) angelegt, sondern sie ergeben sich aus dem *Gebrauch* des Wortes. Nehmen wir an, ein Sprecher spricht fortlaufend über den gleichen Gegenstand. Zu seiner Benennung wird er möglicherweise verschiedene Bezeichnungen wählen. Dabei kann es sich einerseits um Unterschiede der Art handeln, daß das Denotat ganz verschiedenen Klassen subsumiert wird. Andererseits kann er Ketten synonyme Ausdrücke bilden, bei denen Lexeme Verwendung finden, die als solche durchaus nicht synonym sind, sondern einer Kontextsynonymisierung unterworfen werden, wobei sich der Lexeminhalt eventuell sehr stark modifiziert. Die mögliche Schwierigkeit liegt darin, daß wenn der Denotatbezug nicht durch verweisende Elemente gut abgesichert ist, die Identifikationsversuche des Rezipienten möglicherweise auf ein anderes Denotat verfallen oder sich verwirren.

Die anderen Verfahren, die die Identifizierung selbst in dem an sich einfachen Fall eines bereits bekannten Denotats schwierig machen können, sind die Tropen oder "verblühten Redeweisen" (wie Gottsched sie nennt), zum Beispiel die Metaphorisierung. Seitdem Aristoteles von der *metaphorā* gesagt hat, daß sie Rätsel aufgibt (und dadurch gerade reizvoll ist!), ist diese Eigenschaft, die ja eben eine Schwierigkeit darstellt, immer wieder hervorgehoben worden, und spätere Poetiken ventilieren oft die Frage, bis zu welchem Grad der Entlegenheit und Schwierigkeit gute Metaphern gebildet werden dürfen. Die Schwierigkeit für den Rezipienten hat zwei Seiten: einmal gilt es zu erkennen, welches Denotat gemeint ist, und zum anderen zu verstehen, warum gerade dieser Ausdruck auf es angewandt worden ist. (Dieses Zweite gehört zu meinem nächsten Punkt).

Denotate werden im Text laufend neu eingeführt; es ist schließlich der Normalfall, daß eine Rede etwas Neues, etwas den Partnern nicht unmittelbar Gegebenes und Vertrautes enthält. Sofern es sich nicht um den reinen Gebrauch von Deiktika oder um Eigennamen handelt, wird bei jedem neu eingeführten Denotat Gebrauch von mindestens einem (denotativen) Lexem gemacht, und die Kenntnis dieses Lexems ist für den Rezipienten eine notwendige Bedingung für seine Identifizierung

des Gemeinten – was sich ja keineswegs, oder nur selten, mit dem Denotat des Lexems selbst deckt. Eine weitere notwendige Bedingung ist eine bei den Kommunikationspartnern gemeinsam vorhandene Kenntnis des Weltausschnitts, in dem die Denotate des Textes begegnen, der das Diskursuniversum darstellt, innerhalb dessen man sich mit dem, was gesagt wird, bewegt.

Sprachliche und sachliche Kenntnisse lassen sich hier – wie überhaupt in der Semantik – schwer trennen. Je vertrauter der Rezipient mit dem Diskursuniversum ist, desto leichter und besser gelingt ihm die Identifikation der Denotate; er weiß eben schon, "wovon die Rede ist". In sprachlicher Hinsicht geht es vor allem um die Kenntnis der Inhaltsvarianten der Lexeme, und sofern eine nicht sehr usuelle oder eine soziolektale oder gar idiolektale Variante eines sonst gut bekannten Lexems verwendet wird, ist ein Mißverständnis fast unvermeidbar. Mehrdeutigkeit gilt (neben "Unschärfe") traditionell als Hauptquelle von sprachlichen Mißverständnissen. Sie wird freilich vom Rezipienten mühelos aufgelöst, wenn der Kontext ausreichende Hinweise bietet. Die Monosemierungsaufgabe erscheint auf sprachlicher Ebene als ein Ausprobieren von Verträglichkeitsbeziehungen mit anderen Äußerungseinheiten des Textes, eigentlich ist es jedoch ein probeweises Zusammensetzen, Zusammendenken von Denotaten; gewählt werden jene, die das "stimmigere", sinnvollere Gesamtbild ergeben. Schwierigkeiten macht eigentlich nicht so sehr die Anzahl der verschiedenen Inhalte und Inhaltsvarianten eines Lexems (vorausgesetzt, sie sind alle bekannt), sie werden vielmehr dann zu einem Verstehensproblem, wenn sie nahe beieinanderliegen, d.h. zum gleichen Sinnbezirk gehören.

Von den vorhin genannten semantischen Verfahren wirken sich die Tropisierung, aber auch die semantische Variation eines Lexems (wie sie in seiner konkreten Anwendung auf einen gegebenen Gegenstand geschehen kann) besonders hier, bei neu eingeführten Denotaten, als Verstehensschwierigkeit aus: beide Male fällt ja das aktual Gemeinte nicht in den Umfang des Lexems, der Rezipient muß es außerhalb dessen suchen, was ihm seine Sprachkenntnis als mögliches Denotat anbietet, und er ist dabei schließlich auf nichts so sehr angewiesen wie auf seine Kombinationsfähigkeit und Phantasie. Ich habe es nicht systematisch überprüft, möchte aber generell annehmen, daß die Denotate neuer, ungewöhnlicher Metaphern, wenn sie nicht im Kontext auch noch durch eine andere Äußerungseinheit bezeichnet sind, überhaupt nicht mit Sicherheit zu treffen sind. Und das Gleiche gilt von Verwendungen des Wortes, die am Rande seiner semantischen Varianten liegen.

Von der Polysemie abgesehen, liegen die größten Identifizierungsschwierigkeiten zweifellos bei den abstrakten Ausdrücken, und da wiederum bei jenen, denen man gewöhnlich ihre "semantische Unbestimmtheit" oder "Unschärfe" ankreidet, bei Wörtern also wie z.B. *Freiheit*, *Form* oder auch ganz unscheinbaren wie *eigentlich*, und wenn sie zum Teil sehr häufig gebraucht werden, so macht sie das auch nicht deutlicher und genauer. Ihre "Unbestimmtheit" besteht im Grunde nur darin, daß sie auf sehr viele Sachverhalte Anwendung finden können, so daß jeweils ein anderer Aspekt relevant wird, die Grundvorstellung sich also vielfach modifiziert. Sie sind deswegen eigentlich sogar ein besonders günstiges Mittel für den Sprecher, weil sie ihm mehr als andere die Möglichkeit geben, die Sprachzeichen gemäß dem, was er sieht und denkt, auszubilden. In Kontexten können sie allemal, eventuell definitorisch, bestimmter gefaßt, d.h. mit zusätzlichen Inhaltskomponenten bereichert werden. Die Kommunikationsschwierigkeiten, die sie mit sich bringen, liegen im wesentlichen darin, daß ohne solche kontextuelle Bestimmung der Sprecher den Wortinhalt bestimmter gedacht hat als der Rezipient erkennen kann, oder daß umgekehrt dieser ihn bestimmter auffaßt als er gemeint war, und daß so das Gemeinte und das Verstandene auseinanderklaffen oder daß einfach Unsicherheit herrscht.

Empirisch fallen solche Wörter dadurch als "schwer" auf, daß der Leser stutzt und sich fragt, "was eigentlich gemeint ist", daß Gesprächspartner nachfragen, daß ein sorgfältiger Textverfasser sich genötigt sieht, besondere Strategien der Verdeutlichung anzuwenden. Gerade wenn sie, als sogenannte "Schlagwörter", besonders reich an Implikationen und gedanklichem Gehalt sein können, stehen sie in der Gefahr, unbeachtet, formelhaft und sozusagen "leer" verwendet zu werden, mit der Folge, daß sie den Rezipienten verwirren oder ihm suggerieren, die ganze Äußerung nicht ernst zu nehmen (als sei "im Ernst" gar nichts mit ihr gemeint).

Schwierigkeiten, ein Gemeintes zu identifizieren und insofern einen Text zu verstehen, treten weiter auf bei zusammengesetzten Äußerungseinheiten, deren einzelne Lexeme zwar mit ihrem Denotatbezug dem Rezipienten vertraut sind, bei denen er sogar auch aufgrund der Kombination eventuelle Varianten sicher erkennen kann, deren Denotat ihm aber so fremd ist, daß er es durch eine Anstrengung seiner Einbildungskraft erst aufsuchen oder besser in der Vorstellung für sich herstellen muß, oder die einen ihm an sich bekannten Sachverhalt auf so ungewöhnliche Weise präzisieren, daß die Identifizierung ihm ein Rätsel aufgibt. (Was mögen z.B. *strukturelle Pausen* oder *Strukturpausen* bei einem

Musikstück sein?) Gelingt ihm das nicht, so versteht er den Ausdruck nicht. Man begegnet auch nicht ganz selten Fällen, bei denen man schließlich argwöhnen muß, der Sprecher selbst habe gar kein Gemeintes im Auge, das er mit dieser Äußerungseinheit benennt — er wisse selbst nicht, wovon er spricht.

Zum Schluß dieses Punktes sei eine Schwierigkeit erwähnt, die bei der Rezeption von Dichtung häufig ist: die Ungewißheit, ob ein Wort (sagen wir *Schlüssel*) so zu verstehen sei, wie der Text und die Sprachkompetenz uns anweisen, oder nicht vielmehr "symbolisch", d.h. daß sein Denotat für etwas anderes steht, und dieses andere das "eigentlich" Gemeinte ist. Unter diesem Gesichtspunkt könnten wir sehr viel von Interpretationsliteratur in unsere Dokumentation von Kommunikationsstörungen einreihen. Das Modell des Satzinhalts, von dem ich ausgegangen bin, schließt diese Komponente eines "zweiten" oder "tieferen" Sinns allerdings aus; mit ihr bewegen wir uns auf einer ganz anderen Ebene von Textinhalt.

#### IV

Der propositionale Gehalt, der (nach dem genannten Modell) in jedem Satz steckt, hat in seinem Kern die Prädikationsstruktur: etwas wird von etwas ausgesagt, ein Prädikat von seinem Argument oder seinen Argumenten. In jeder Aussage dieser Art steckt aber verborgen noch eine andere Aussage: nämlich die, daß diese Sache, von der die Rede ist, eben das *x* ist, als das es in der Äußerung bezeichnet wird. Und das gilt nicht nur von den Argumentstellen der Aussage, sondern auch vom Prädikat und überhaupt von jeder (denotativen) Äußerungseinheit eines Textes: immer wird behauptet, daß die gemeinte Sache oder der Sachverhalt ein solches *x* ist.

Dies ist die andere Seite der Funktion des denotativen Wortgebrauchs, mit der wir es eben zu tun hatten: einerseits ermöglichen die Wörter im Text die Identifizierung der gemeinten Denotate, andererseits implizieren sie jeweils eine Aussage über diese. In dieser Hinsicht kommt der Inhalt der Lexeme in einer ganz anderen Weise ins Spiel, als das für den bloßen Hinweis auf das Gemeinte erforderlich war: die Wörter eröffnen nicht nur den Blick auf ein Denotat, sondern sie lassen es unter jener Perspektive, mit jener Filterung sichtbar werden, die in ihrem Inhalt liegen. Die Relation zwischen einem Gegebenen und Gemeinten und dem Inhalt eines Lexems (bzw. einer komplexen Äußerungseinheit), die darin besteht, daß dieser Inhalt als seine charakterisierende, zutreffende Bezeichnung behauptet wird, sei jetzt "Benennung" oder "indirekte/implizite Prädikation" genannt.

Nehmen wir an, bei einer gegebenen Äußerungseinheit sei die Identifizierung des Gemeinten gelungen, so kann nun der Rezipient ein Urteil darüber fällen, ob die dort geschehene Benennung angemessen war oder nicht. Als korrekt gilt die implizite Prädikation dann, wenn das Gemeinte in den Umfang des gewählten Lexems (bzw. einer bestimmten Inhaltsvariante) fällt.

Für unsere Frage nach Störungen ist dieser Sachverhalt insofern von Bedeutung, als es im Produktionsprozeß zu Stockungen kommen kann, wenn die Suche nach dem "treffenden Ausdruck" nicht sofort erfolgreich ist, wenn der Sprecher überlegt, ob er ein bestimmtes Gewässer *Strom* oder *Fluß* nennen soll, einen Menschen *Freund* oder *Bekannten* oder sonstwie. Die Entscheidung fällt nach (intuitiver) Prüfung der unterscheidenden Inhaltsmerkmale bei Wortfeldnachbarn; es gibt freilich auch "Lücken" in den Wortfeldern, die den Sprecher dazu nötigen, durch Attribuierung oder Zusammensetzung oder Umschreibung einen komplexen Ausdruck für sein Gemeintes neu zu bilden. Bei bleibender Unzufriedenheit mit dem verfügbaren Bezeichnungsmaterial kann der Sprecher salvatorische Formeln benutzen wie "wenn man es so nennen kann". Als Distanzierungssignal bei Vorbehalten gegen eine Benennung (zumal bei einer solchen, die man übernommen hat) dienen die Anführungszeichen oder auch das Attribut *sogenannt*.

Die Störung wird auffälliger, wenn die Zweifel beim Rezipienten liegen: der Leser stutzt und verweilt bei einer Benennung, anstatt sich weiter in den Text einzulassen, der Zuhörer ist für eine Zeitlang abgelenkt, der Gesprächspartner unterbricht gar, widerspricht und erzwingt einen metasprachlichen Exkurs. Das mag bei expliziten Prädikationen näher liegen und häufiger vorkommen, es ist aber tatsächlich bei allen impliziten möglich.

In Politikerinterviews hört man nicht selten, daß der Interviewte nach einer Frage erst einmal gegen einen Ausdruck des Interviewers protestiert: "so kann man nicht sagen" oder ähnlich. Er bestreitet damit eine Präsupposition, die er ohne seinen Protest als wahr gelten lassen würde.

Hier ein literarisches Beispiel, aus Thomas Manns 'Tonio Kröger' (Thomas Mann, Erzählungen, Stockholmer Gesamtausgabe, 1959, S. 297):

"... Wenn ich nicht wüßte, mit welch stolzer Leidenschaft Sie Ihrem Berufe ergeben sind..." "Sagen Sie nichts von 'Beruf', Lisaweta Iwanowna! Die Literatur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch, — damit Sie's nur wissen."

Kontroversen dieser Art können zwei Gründe haben: entweder stimmen die Partner in der Einschätzung der Sache nicht überein, oder sie aktualisieren verschiedene semantische Varianten desselben Lexems. Dementsprechend läßt sich die Einverständniserklärung des Partners nach einem

solchen Streit auf eine dieser beiden Formeln bringen: "wenn Sie das so sehen", oder: "wenn Sie das Wort so verstehen".

Es gibt also ein Prinzip der Richtigkeit der Benennung in der Rede, und Verstöße dagegen führen zu mehr oder weniger gravierenden Störungen. Es besagt, daß der Sprecher aus dem zur Verfügung stehenden lexikalischen Zeichenvorrat nicht einfach solche Lexeme auswählt, die auf die gegebenen Denotate "ungefähr passen" – was in vielen Fällen für die Erreichung des kommunikativen Zwecks bereits durchaus hinreichend wäre – sondern daß er unter den sinnähnlichen Lexemen, die es ihm anbietet, das der Sache angemessenste auswählt. Und dieses Prinzip wirkt sich weiter darin aus, daß der Hörer eben das von ihm erwartet.

Freilich gibt es auch einige – ihrerseits geregelte – Ausnahmen von dieser Regel; die wichtigsten sind wohl die Sprechstrategien der Ironie und der Höflichkeit. Da jene vom Sprecher nach freiem Entschluß eingesetzt werden kann, diese aber von Bedingungen der Redesituation gefordert ist, liegen die Schwierigkeiten der Ironie eher beim Hörer, die der Höflichkeit beim Sprecher. Beide Male wird die Regel der Benennungsrichtigkeit außer Kraft gesetzt, und die Schwierigkeit liegt darin, das zu erkennen (Ironiesignale!) bzw. der Erwartung entsprechend auszuüben (Gebrauch von verhüllenden Ausdrücken und Euphemismen gegenüber Betroffenen u.dgl.).

Gibt es Gruppen von Wörtern (Lexemen), die besonders schwierig im Hinblick auf die Korrektheit der Benennung sind? Es scheint nicht so, denn prinzipiell kann ja jedes Wort in solche Zweifel an der angemessenen Prädikation verwickelt werden. Es ist (volle lexikalische Kompetenz vorausgesetzt) gar keine Schwierigkeit, die in den Wörtern liegt, sie liegt vielmehr in der Anwendung. Nun gibt es aber Lexeme, die heikler in der Anwendung sind als andere und insofern anfälliger dafür, zu Störfaktoren zu werden. Das sind besonders solche, die bzw. deren Denotate ihren Stellenwert im gesellschaftlichen System haben: Bezeichnungen für Menschen, Berufe, menschliche Eigenschaften und Tätigkeiten, politische, berufliche, private Verhältnisse. Wer über solche Dinge spricht, prüft seine Benennungen besonders sorgfältig (oder sollte es doch tun), Betroffene reagieren unter Umständen heftig, vielleicht sogar juristisch. Es ist ja auch kein Zufall, daß sich in diesen Bereichen euphemistische Neubildungen häufen – eine Auswirkung der Höflichkeitsstrategie.

Bei den übrigen drei Funktionen der Wörter im Text, die ich auf Grund ihres Auffälligwerdens angesetzt hatte, bei der Kundgabe einer Einstellung, der Regelung der Sprecher-Hörer-Beziehung und bei den Konnotationen scheint es viel weniger zu Kommunikationsstörungen zu kommen. Gegen die Einstellungen des Sprechers kann der Hörer zwar protestieren bis zum heftigen Streit – aber es ist ein Streit um die Sache, nicht um etwas Sprachliches, und kann somit nicht als Störung des Kommunikationsprozesses gelten. Wenn der Sprecher in seinen Benennungen ein Lexem mit negativer Wertungskomponente verwendet, wird das – rein sprachlich – als Ausdruck seiner Bewertung des Denotats akzeptiert, als eine Art von “Störung” können allenfalls die Verwunderung und die Vergewisserung über eine Bewertung gelten, die durch Kontext, Situation oder Redevoraussetzungen nicht hinreichend motiviert scheint.

Bei den wertenden Wörtern ist gleichwohl eine Schwierigkeit zu beachten: das ist das sehr starke Schwanken im Grad der Deutlichkeit und damit auch der Kommunizierbarkeit der in Lexemen enthaltenen Wertungen. An dem einen Ende der Skala haben wir Lexeme mit einer ganz klaren, durch Opposition im lexikalischen System gesicherten Wertungskomponente (Typ *Köter* vs. *Hund*), am anderen Ende stehen solche, die für irgendeinen Sprecher/Hörer rein konnotativ einen positiven oder negativen “Beigeschmack” haben, wie er die verschiedensten Ursachen haben kann, meist aber auf persönliche Einschätzung der Denotate zurückgeht. Die Erfahrung mit Textanalysen zeigt immer wieder, wie verblüffend unterschiedlich Rezipienten auf Ausdrücke hinsichtlich der konnotativen Wertungen reagieren. Als latenter Textinhalt spielen diese zweifellos eine große Rolle; damit sie intersubjektiv etwa gleich aufgefaßt werden, bedarf es ihrer Stärkung durch andere Elemente des Textes, in gesprochener Sprache ist das, der prosodischen und extralingualen Signale wegen, leichter als in schriftlichen Texten.

Zur gelingenden Kommunikation gehört jedenfalls, daß der Hörer das, was er an Bewertungen und Einschätzungen im Text auffaßt, als Ausdruck der Einstellung des Sprechers nimmt. Sind sie (nach Kenntnis der Sache und Einschätzung des Sprechers) unglaubwürdig, kommt es zu Störungen: Stutzen, Widerspruch, Zwischenfragen, “ob man wirklich so sagen kann”. Ausnahmen von diesem Prinzip sind wieder die besonderen Redestrategien wie Ironie, Scherz, Höflichkeit.

Die Wörter im Text haben auch die Funktion, die Rollen der Kommunikationspartner, ihr Verhältnis zueinander zu regeln oder zu verstärken.

Hier sind Störungen wieder deutlicher erkennbar: "aus der Rolle fallen" ist der Fehler des Sprechers, auf den sein Partner mit Befremden, Ärger, eventuell sogar mit Blockade und Abkehr reagiert; die Kommunikation ist dann jedenfalls insofern gestört, als der Partner sich nicht mehr voll in sie einläßt.

Die lexikalischen Mittel, um die es hier geht, sind die durch ihre Zugehörigkeit zu Sprachschichten, Gruppensprachen und Fachsprachen markierten Wörter. Wer Ausdrücke aus der religiösen Sprache gebraucht, gibt sich als kirchlich oder als von christlicher Erziehung geprägt zu erkennen, wer Termini einer Fachsprache benutzt, stellt sich als auf dem betreffenden Gebiet belesen und kundig dar — mag dies durch wirkliche Kenntnisse fundiert sein oder nicht. Der Gebrauch amtssprachlicher und juristischer Ausdrücke erweckt den Eindruck von Korrektheit und Beschlagenheit in den öffentlichen und rechtlichen Dingen. Wer seine Rede mit Modewörtern schmückt, zeigt sich als aufgeweckt und mit der Zeit gehend; wer sie vermeidet, sucht sich als seriös und über den Zeitströmungen stehend zu erkennen zu geben, und so fort. In diesem Zusammenhang erhält auch der Fremdwortgebrauch seine den kommunikativen Verhältnissen angemessene Deutung: der (reichliche) Gebrauch latino- und graecogener Fremdwörter weist den Sprecher als gebildet aus, der von englischen Ausdrücken (im heutigen Deutsch) als weltläufig, up to date und dergleichen.

Hier liegt besonders ein Aspekt des Fachwortgebrauchs, der nicht übersehen werden darf: der Anschein von fachlicher Autorität, der sich mit ihm verbindet. Besonders deutlich — und bedenklich — scheint mir das bei dem leider etwas modisch gewordenen Gebrauch psychiatrischer Begriffe zu sein: von *pathologisch*, *Psychopath* usw. zu sprechen, spiegelt so etwas wie eine Diagnose vor und gibt dem Urteil eine andere Qualität als die standard- und umgangssprachlichen Ausdrücke, mit denen dasselbe bezeichnet werden kann.

Es ist aber nicht nur die Selbstdarstellung des Sprechers in seiner jeweiligen Rolle, die durch die hier ins Auge gefaßte Textkomponente kommunikativ vermittelt wird, sondern auch (wenngleich wohl weniger deutlich) die Rolle, die der Partner in der jeweiligen Situation einnimmt oder die ihm nach der Intention des Sprechers zukommt: indem er als gleich- oder höher- oder minderrangig eingestuft, als befreundet, vertraut, gleichgültig, feindlich usw. eingeschätzt wird, als jemand, der auf gleicher Bildungsstufe steht, oder als jemand, der sich einer respektvollen Lernhaltung zu befleißigen hat, behandelt wird und dergleichen mehr.



Als Störungen fallen Ausdrücke auf, die nicht zu der bislang herrschenden "Tonlage" passen, die das Rollenverhältnis der Partner definiert hatte. Sie können ganz absichtlich gewählt worden sein, um dieses Verhältnis neu zu definieren, können aber auch als Mißgriff komisch oder peinlich vermerkt werden.

Hiermit bewegen wir uns bereits im Bereich des Konnotativen. Im engeren Sinn möchte ich jedoch zur konnotativen Komponente die Assoziationen rechnen, die jedermann bei irgendwelchen Wörtern hat, und die einen – da wir nun besonders an Störungen denken – gegen gewisse Wörter geradezu allergisch werden lassen können. Die Abneigung gegen einzelne Ausdrücke kann bei Rezipienten ja ungemein heftig sein und ihnen eventuell ganze Äußerungen, Texte, ja den Sprecher selbst verleiden. Es sind zum Teil eher stilistische Eigenschaften, die so wirken, wie z.B. bei neuen Wörtern, bei veralteten oder bei Modewörtern.

Besondere Aufmerksamkeit scheint mir hier ein Phänomen zu verdienen, das ich als "kontextbedingte Konnotationen" oder als "Wort-Horizont" bezeichnen möchte: Wörter werden durch häufigen, bevorzugten Gebrauch in bestimmten Texten oder von bestimmten Sprechern und Gruppen geprägt (ohne dadurch gleich anderssprachlich zu werden), insofern als eben diese Texte und diese Sprecher und Gruppen von einem Rezipienten, der jenen Gebrauch kennt, mit ihnen assoziiert werden. So bei vielen Wörtern, die bei den Nationalsozialisten im Schwange waren, z.B. *Einsatz*, *charakterlich*, *Lager*, *Mädel*: inhaltlich dürfte es schwer sein, Ideologie in ihnen zu finden, und wenn die Sprachkritik sehr massiv gegen sie aufgetreten ist, so eben wegen dieser Kontext-Assoziationen – die wiederum den Nachgewachsenen gänzlich abgehen, so daß jene Kritik ihnen immer schwerer verständlich wird. Im gleichen Zusammenhang sind auch die Schlagwörter zu sehen: man assoziiert mit ihnen die Gruppen, die sie zu ihrer Losung gemacht haben. Die Wörterbücher könnten m.E. mit Informationen über solche Horizonte der Wörter etwas großzügiger verfahren.

Zum Schluß eine Zusammenfassung in Form von Regeln oder Prinzipien, die den Wortgebrauch in der Kommunikation bestimmen. Verstöße gegen sie sind als Störungen zu werten – es sei denn, sie seien durch besondere Wortverwendungsstrategien motiviert und erkennbar. Hinsichtlich der konnotativen Funktion der Wörter (oben Punkt 6) scheint es keine generelle Regel zu geben, nur einige auf spezielle

Kommunikationstypen beschränkte, wie etwa daß in wissenschaftlicher Kommunikation die konnotative Komponente auszuschalten, bei der Rezeption lyrischer Texte dagegen gerade umgekehrt auf das äußerste zu aktivieren sei.

- (R 1) Das Prinzip der Gemeinsamkeit des lexikalischen Zeichenvorrats. Produzent und Rezipient benutzen in ihren Kommunikations-handlungen denselben Kode.
- (R 2) Das Prinzip der Identifizierbarkeit der gemeinten Denotate. Der Produzent bezeichnet mit den denotativen Wörtern bzw. Äußerungseinheiten verschiedener Komplexionsstufe (für ihn) gegebene Sachen und Sachverhalte, und der Rezipient kann diese identifizieren.
- (R 3) Das Prinzip der Angemessenheit der Benennung. Der Produzent sucht bei der Wahl der Lexeme und der Bildung der komplexen Äußerungseinheiten den Ausdruck, der dem gemeinten Denotat zutreffend prädiiziert werden kann; der Rezipient nimmt die Benennung als eine als wahr behauptete Aussage über das (von ihm nach R 2 identifizierte) Gemeinte.
- (R 4) Das Prinzip der Echtheit der Einstellungs- und Wertungsausdrücke. Der Produzent kann durch die Wahl der Lexeme (hinsichtlich ihrer Wertungskomponente) oder durch Besonderheiten ihrer Verwendung seine Einstellung zu den bezeichneten Sachen oder Sachverhalten ausdrücken; der Rezipient nimmt solche Inhalte der Äußerungseinheiten des Textes als Ausdruck der Einstellungen des Sprechers.
- (R 5) Das Prinzip der Gültigkeit der pragmatischen Signale. Der Produzent bringt durch die Wahl von Lexemen sein Verhältnis zum Partner in der Rollenkonfiguration der Kommunikations-handlung zum Ausdruck; der Rezipient nimmt Wörter dieser Art als Bekundung der Rollenverteilung, wie der Sprecher sie sieht oder haben will.

#### Anmerkung

Für Literatur und einige systematische Zusammenhänge verweise ich auf meine demnächst erscheinende Schrift "Wort und Wortverwendung", der ich auch einige Passagen für diesen Vortrag entnommen habe.